

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 41

Artikel: Wir wollen Soldaten sein! : Eine Zusammenstellung
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-711621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir wollen Soldaten sein!

Eine Zusammenstellung

Von Lt. Messer, Geb.Mittr.Kp. IV/.

Soldatentum.

Schumacher:

Der soldatische Beruf richtet an den Menschen den höchstmöglichen Anspruch: daß er zu jeder Stunde voll bereit sei, sein Leben hinzuwerfen, nicht im Sinne eines leidenden Ertragens, sondern durch den entschlossenen und vom Willen geleiteten Einsatz.

Weil er es am lebendigen Beispiel und Vorbild erlebt, darum wird einer Soldat, nicht aus der Theorie und nicht aus der Ueberzeugung. Man erlernt das Soldatsein nicht, man erlebt es. Weil es ihm leibhaft vor Augen tritt, darum glaubt er es; darum geht er ihm nach, nicht aus Absicht, sondern aus einem inneren Müssen. Der soldatische Beruf ist unerbittlicher Wirklichkeit voll. Ideen allein, Vorstellungen halten nicht durch. Bis zur äußersten Leistung reißt nur das Wirkliche mit, und es gibt nichts Realeres als die Persönlichkeit. Denn nicht der Zwang des Befehls, sondern die Macht der Persönlichkeit ist es, die zum Unerhörten mit fortreißt. Hier liegt das Geheimnis des Erfolges jedes großen militärischen Führers.

Es sind nicht Mängel der Bewaffnung oder Unzulänglichkeiten in der Ausbildung, die uns immer wieder grimmig im Fortschreiten hemmen — wir stehen im Gegenteil auf diesen beiden Gebieten sehr erfreulich da. Es ist einzig und allein jene ganz allgemein verbreitete Gesinnung, wonach der Schweizer auch als Soldat zunächst und zuoberst demokratischer Bürger bleibe, und daß infolgedessen jenes allgewaltige Gesetz der Disziplin, welches die Heere belebt, ihm zuliebe einige Modifikation und Abschwächung erfahren müsse. Er werde zur bedrohlichen Stunde sich schon von selber dann ganz als Soldat bewähren. Dieser Selbstbetrug ist unendlich gefährlicher als irgendein Ungenügen in der materiellen Rüstung.

Der unbeirrteste und gläubigste Kämpfer für die gute Sache, General Ulrich Wille, schreibt einmal: «Wenn ich zurückblickend mir vergegenwärtige, wer alles und was alles zusammenwirkte, um soldatisches Wesen in unserer Armee nicht aufkommen zu lassen, so erfüllt mich das trotzdem Erreichte mit neuer Bewunderung vor der natürlichen Veranlagung unseres Volkes.»

Der Dichter John Milton an den Feldherrn Oliver Cromwell: «Er war

ein Soldat schon darin, daß er in der Selbsterkenntnis die letzten Möglichkeiten erreicht hatte. Das ganze Heer von eitlen Hoffnungen, von Aengsten und Leidenschaften, welches die Seele verstört, hatte er erdrückt oder bezwingen gelernt. Er erwarb zuerst das Kommando über sich selbst und über sich selbst errang er die stolzesten Siege. So, daß vom ersten Tage, da er zu Feld zog wider den äußeren Feind, er ein Erfahrener war in den Waffen und auf das Vollkommenste geübt in den Forderungen und Mühen eines Krieges.»

Daß aber ein Volk und eine Armee sich wieder zu alter Tüchtigkeit und nüchterner Kraft zurückfinde, dazu genügt nicht der Entschluß und nicht die Einsicht: Dazu führt nur der Weg einer unverdrossenen und beharrlichen Erziehung und Selbsterziehung. Es gibt aber gar keine andere Einrichtung im Staate, von der aus dieser Weg könnte beschriften werden, als die militärische. Beim Charakter, bei der Aufrufung der seelischen und geistigen Werte des einzelnen müssen wir beginnen, nicht bei irgendeiner neuen Theorie des Staates und des Zusammenlebens. Es ist Zeit, wenn wir die Begriffe in einem sehr weiten Sinne fassen, die Abkehr vom politischen und die Hinwendung zu soldatischem Denken, welche die Voraussetzung sein könnte für eine lebenswerte schweizerische Zukunft.

Was verstehen andere Völker unter dem Soldatischen? Es ist die geballteste Kraft, die es erst möglich macht, sich für ein Höchstes restlos einzusetzen. Diese Kraft bannt und beherrscht den Menschen dauernd. Sie ist ganz Hingabe. Sie ist eine Konstante und nicht, wie bei uns, eine Augenblickerscheinung. So liegt denn das Soldatische recht nahe beim Religiösen. Das Soldatische ist also eine Kraft der Seele und nicht eine Uniform, eine Weltanschauung, und nicht eine Betätigung auf dem Exerzierfeld. Es ist für uns Schweizer sehr schwer, diesen Schritt zum Soldatischen zu tun, und wir sehen nur eine Möglichkeit: durch die Jugend. Die Jugend müssen wir zu diesem Begriff der wahren Freiheit erziehen, zur Freiheit als Dienen.

Mauerhofer (Wehrpsychologie):

Nichts ist nämlich so sehr geeignet, die soldatischen Fundamente der Disziplin zu untergraben, wie der immer wieder zum Scheitern verurteilte Versuch, die Zucht der militärischen Ta-

gesarbeit durch abendliche oder sonntägliche Ausbrüche der zivilen Seele zu mildern. Auf die Dauer ist ein solches seelisches Doppelleben für keinen Soldaten tragbar, wenn er kriegstauglich bleiben soll. Ansätze dazu können wir ja bereits bei der Psychologie des aus einem kurzfristigen Urlaube in den Dienst zurückgekehrten Wehrmannes feststellen! Dagegen ist die Kameradschaft das wunderbare Instrument, das eine Lockerung und Entspannung der Seele des Soldaten zuläßt, ohne daß gleichzeitig die Gefahr eines zerstörerischen Einbruches der seelischen Zivilwelt auf den Plan gerufen wird.

Wille:

Die Truppe, die im Frieden gleich bei der Hand ist, **über Strapazen zu schimpfen** und die Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit der Vorgesetzten dafür anzuklagen, wird niemals in den Strapazen des Krieges standhalten. Es fehlt ihr die Fähigkeit, ihren Führern in den Kampf und Tod zu folgen, und wenn sie dann durch ihr Verhalten die Niederlage herbeiführt, **so schreie sie über Verrat durch die Führer.**

Alois Reding, der heldenhafte Befehlshaber der Innerschweizer im Kampf gegen die Franzosen, Mai 1798:

«Unser Los ist der Tod. Bangt es einem von uns, der gehe zurück! **Lieber ist mir, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuversicht zähle, als fünfhundert, die im Gefechte davonlaufen und durch ihre Flucht andere gefährden.**

Ich für meinen Teil gelobe Euch, in keiner Gefahr und im Tode nicht von Euch zu scheiden. Wir fliehen nicht, wir sterben!»

Brunner (Nahkampf):

Betrachten wir den konkreten Fall, wo ein Angreifer das Sperrfeuer unserer Verteidigung mit bemerkenswerten Kräften unterlaufen hat. Das Feuer hat unserer Erwartung nicht entsprochen, der Feind hingegen wird in seiner Absicht bestärkt, er hat keinerlei Veranlassung, von seinem Auftrag abzuweichen. Und wir? Ebensowenig! Beide Parteien bleiben also ihrem Auftrag treu. Die natürliche Folge davon ist ihr unvermeidliches Aufeinanderprallen. Die Entscheidung kann nicht mehr durch Feuer fallen; denn jene gefürchteten Waffen, wie Flieger, schwere und

leichte Artillerie und Maschinengewehre, sind nicht mehr oder nur in sehr beschränktem Ausmaße imstande, direkt in den Kampf einzugreifen, da sich der für diese Waffen erforderliche Feuerraum auf wenige Meter Tiefe verringert hat oder überhaupt nicht mehr besteht. Damit betreten wir eine Szene des Schlachtfeldes, wo der Kampf in seiner primitivsten Form weitergeführt wird. Er ist ganz verschieden von dem, was sich bis jetzt abgespielt hat. Bis dahin hat der Mensch für seinen Abschnitt, für ein kleines Stücklein teuren Bodens seines Vaterlandes, vielleicht auch für seinen Hauptmann gekämpft, jetzt aber kämpft er für sein eigenes Leben und sonst für gar nichts. Er hat dem heftigsten Trommelfeuer getrotzt, wird er auch jetzt noch halten? Diese Frage ist nicht unbegründet. Denn der Kampf nimmt jetzt, ganz subjektiv betrachtet, viel gefährlichere Formen an. **Es ist der Kampf von Mann gegen Mann.** Bis dahin hat sich der Mann aus der Ferne bedroht gefühlt, er wußte, daß ein noch so großes Kaliber nicht für ihn persönlich, sondern für seinen Abschnitt bestimmt war. Er hat diese ferne Bedrohung, so stark sie auch gewesen sein mag, ausgehalten; er hat der Technik getrotzt! Nun aber erscheint vor ihm etwas Ungeheures, etwas viel Schrecklicheres, etwas viel Beängstigenderes: **der Mensch, ganz einfach der Mensch mit seiner Intelligenz und seinem Willen.** Was bedeutet eine 20-cm-Granate, die aus 10 km Entfernung, dank einem gut arbeitenden Richtkanonier, gegen meinen Abschnitt geschleudert wird, welche, ich weiß es, wenn sie mich trifft, mich zu Brei schlägt, gegen einen Menschen, dem ich ins Auge blicken muß, der den blanken Dolch zückt, der mich keine Sekunde mehr aus seinen Augen läßt, der mich über sein Vorhaben nicht im geringsten Zweifel läßt, der gegen mich vorgeht, von dem mich nur noch einige Meter, ein paar Zentimeter trennen, der mich umbringen will, keinen andern als mich, auf daß er nicht durch mich umgebracht werde!... Es braucht starke Naturen, um, nachdem sie durch feindliches Artilleriefeuer mehrere Stunden oder Tage zur Widerstandslosigkeit «vorbereitet» wurden, auch noch dieser letzten Gefahr zu trotzen. Der Selbsterhaltungstrieb äußert sich in seiner verhängnisvollen Form: der Angst, der Furcht. Vor wem, vor was? Vor dem Tode, vor dem so unmittelbar bevorstehenden Tode. Dieser höchst persönlichen und eindeutigen Bedrohung zu widerstehen und in diesem verzweifeltsten Kampf Sieger zu bleiben, ist die Aufgabe der Nahkampfschule.

Von Hause aus ist der Mann kein Kämpfer. Der Kampfgeist wird nur

durch Kampf bewegt. Der Kampf ist in dieser Beziehung nicht Idee, Gefühl, Lehre oder Doktrin, sondern ausschließliche Tat. Die Tat ist bald umschrieben: **töten.** Was nützt mir dabei eine sogenannte ausgezeichnete Moral, ohne daß ich weiß, wie ich mich gegen die feindlichen Handgranaten zu verhalten habe, was ich tun muß, um dem Gegner den Dolch zu entwenden und mich gegen seine gutgeführten Bajonettstöße zu verteidigen, wie ich mich gegen seine physische Kraft wehren soll? Mich erschlagen, erdrosseln, erdolchen, verstümmeln lassen? **Nein: ich muß es tun!** Das ist die Wahrheit; denn es ist die Wirklichkeit. Sie ist unerbittlich und darf nicht durch sogenannte Betrachtungen kultureller oder ethischer Natur übersehen oder sogar verneint werden.

Diese Ueberlegungen sind einfach, aber nicht alltäglich, sie sind naheliegend, aber abstoßend. Ich meine, daß es nicht nur Schulung braucht, dem Gegner den Dolch in den Leib zu stoßen, sondern man muß sich an solche Handlungen gewöhnen, es braucht Ueberwindung dazu. **Daß aber der sogenannte Selbsterhaltungstrieb im kritischen Augenblick handeln und plötzlich Nichtgelerntes schaffen werde, ist eine irrige Spekulation.** Der Selbsterhaltungstrieb hat negativen Einfluß: er rät zur Flucht. Auf ihn ist also kein Verlaß, Kampf ist nur dem möglich, der ihn kennt, der ihn bestehen kann, und nicht dem, welcher ihn bloß führen möchte oder sollte.

Wir wissen, daß weder körperliche noch geistige Kräfte allein zum Siege führen, sondern es ist die ungetrennte Mitwirkung beider Werte, welche im Kämpfer den unerschütterlichen Widerstandswillen schaffen. Es ist somit Sache der Ausbildung, den Mann in diesem Sinne zu schulen. Er muß die Einflüsse, welchen er auf dem Schlachtfeld ausgesetzt ist, kennenlernen. Damit stoßen wir auf eine Materie, welcher vielenorts zu wenig Verständnis entgegengebracht wird, auf ein Gebiet, welches dem Mann so gut wie unbekannt ist. Diese Unkenntnis wirkt sich im Frieden kaum aus, im Kriege aber wird sie verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen. Das Reich des Schreckens, Kampffeld, annähernd kennenzulernen, ist unsere Sache, uns darauf vorzubereiten, ist unsere Pflicht, darin zu leben, ist unser Stolz, darin durchzuhalten, ist unsere Ehre, darin zu sterben, ist unsere Größe.

Dem Infanteriegeschosß muß man noch heute die größte Bedeutung beimessen. Es ist unser ärgster Feind. Den Eindruck, den man unter dem Infanteriefeuer erhält, ist der: man sieht nichts oder nur ganz wenig, aber man hört um so mehr. Das Gehör wird wichtiger

als das Gesicht. Der Mann lernt Laute kennen, welche für ihn lebenswichtig sind. Sein Gehör wird dadurch feiner, empfindlicher, schärfer. Die Knallscheinungen geben ihm Aufschluß, woher und aus welcher Entfernung die Gefahr droht. Er ist sich andererseits bewußt, **daß die Maschinengewehrgarbe das Unerbittlichste**, in der Soldatensprache ausgedrückt, das Gemeinste ist, was uns auf dem Schlachtfeld bekämpft. Es wirkt auf kurze Distanzen persönlich, unmittelbar, andauernd, verbietend, zwingend, schonungsloser als anderes Feuer, sicher tödlich. Aus großer Entfernung (meist indirekter Beschuß) wirkt es namentlich moralisch, d. h. beängstigend, panikschaffend, geheimnisvoll, verräterisch. Diese Eindrücke können dem Infanteristen schon in seiner Ausbildungszeit in weitgehendem Maße vermittelt werden, besonders durch die Gefechts-schießen mit scharfer Munition, namentlich dann aber, wenn sich an Stelle des sonst durch Feldscheiben markierten Gegners ebenfalls scharfschießende Maschinengewehre befinden, welche allerdings nicht auf die Kameraden, sondern, unter Anwendung des Sicherheitsvisiers, über ihre Köpfe hinweg-schießen. Natürlich werden die Verhältnisse erst dann der Wirklichkeit entsprechen, wenn die Stunde kommt, wo uns ein richtiger Gegner als Zielscheibe benützt. Die wesentliche Neuigkeit soll alsdann einzig der eintretende Verlust sein.

*

Die erste militärische Taubenpost

Aus vielen Stellen der Bibel und aus andern hebräischen Schriften läßt sich schließen, daß die Verwendung von Tauben zur Beförderung von Briefen etwa 1000 Jahre vor Christus im Morgenlande schon gebräuchlich war. Die Griechen kannten die Brieftaube etwa ein halbes Jahrtausend später.

Die erste militärische Taubenpost wurde im Jahre 43 vor Christus von Brutus, dem hinterlistigen Freund des großen Cäsar, bei der Belagerung von Mutina eingerichtet. Der ältere Plinius berichtet uns darüber: «Decimus Brutus schickte bei der mutinensischen Belagerung Briefe, die er an die Füße von Tauben gebunden hatte, in das Lager der Konsuln. Was nützte nun dem Antonius der Wall, die Wachsamkeit des Belagerungsheeres und selbst die im Fluß ausgespannten Netze, da der Bote durch die Luft ging?»

Während des ersten Kreuzzuges wurde zwischen Rodvan und dem Herzog von Lothringen im Jahre 1078 bei Aleppo eine militärische Taubenpost eingerichtet. Die erste vollständig organisierte staatliche Taubenpost richtete Nur-Eddin im Jahre 1174 in Syrien ein. bc.